

Bergholz

Autor(en): **Andreae, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Scharfsinn und seine Festigkeit auszeichnete. Als der Krieg gegen England ausbrach, wurde er in den Kongress abgeordnet. Dieser berief ihn am 14. Juni 1775 zum Ober-



George Washington,
der erste Präsident der Vereinigten Staaten.

befehlshaber der amerikanischen Streitkräfte. Er traf das Heer in einem himmeltraurigen Zustand. Es war von den Engländern geschlagen, im Zustand der vollständigen Desroute. Das Pulver reichte kaum für neun Schüsse pro Mann. Sogar die Offiziere verließen die Armee, wenn es ihnen nicht mehr paßte. Washington ließ sich unumschränkte Vollmacht geben und reformierte in unglaublich kurzer Zeit das Heer, schuf aus jämmerlichen Resten eine kleine, aber kriegstüchtige Armee. Zwar fehlte es vorerst an äußeren Erfolgen. Die Amerikaner mußten sich sogar über den Delaware-Fluß zurückziehen. Aber nun folgte jene glänzende Waffentat, die stets einen Ehrenplatz in der Geschichte einnehmen wird. Mit 2400 Mann und 20 Kanonen überschritt Washington am Weihnachtstage 1776 den vereisten Delaware, überfiel die Engländer bei Trenton, am 3. Januar 1777 bei Princetown, zwang sie nach wechselvollen Kämpfen am 19. Oktober 1781 bei Yorktown zur Kapitulation. Am 30. November 1782 wurde der provisorische Frieden geschlossen, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten garantierte.

Am 4. Dezember 1783 nahm der General seinen Abschied. Er hatte seine Pflicht getan. Auf eine Befoldung hatte der begüterte Mann verzichtet, nur Rückerstattung seiner Ausgaben verlangt. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit trug er auch die kleinsten Ausgaben in noch vorhandene Bücher ein. Die Gesamtkosten, die ihm zurückvergütet wurden, betrugen 64,355 Dollar. Als Deputierter der Generalversammlung half er die Bundesakten entwerfen. Am 4. März 1789 trat die neue Verfassung in Kraft. Aber im Parteigezänk der Zeit drohte das neue Staatesgebilde zu zerreißen. Da war es wieder Washington, der retten mußte. Dringend baten ihn seine Freunde, sich als erster Präsident zur Verfügung zu stellen. Die Zusage war ihm nicht leicht. In seinem Tagebuch finden sich die Worte: „Am 16. April 1789, gegen 10 Uhr, sagte ich dem Privatleben und dem häuslichen Glück ein Lebewohl. Ich fühlte mich derart von Sorgen und schmerzlichen Gefühlen überwältigt, daß mir Worte fehlen, dies auszusprechen.“ Aber seine Reise nach New York war ein förmlicher Triumphzug.

Acht Jahre saß unser Mann auf dem Präsidentenstuhl der Union. Es war eine Zeit innerer und äußerer Festigung des jungen Staatsgebildes. Der Wohlstand nahm zu. Im März 1797 legte er sein Amt nieder, müde geworden. In seiner Abschiedsproklamation rief er seinem

Volke zu: „Bewahrt die herzliche, unerschütterliche Liebe für die Union, für die Einheit der Regierung, welche euch zu einem Volke macht. Die Einheit ist der vorzüglichste Grundstein eurer Unabhängigkeit. Wacht darüber mit eifersüchtiger Neugierlichkeit...“

Die Ruhetage waren gezählt. Schon am 14. Dezember 1799 hauchte Washington sein Leben aus. Napoleon Bonaparte gab seinen französischen Truppen den Tod des Mannes bekannt und fügte bei: „Er hat die Tyrannei vernichtet und seinem Vaterlande die Freiheit erhalten!“ Zahlreiche Denkmale sind ihm errichtet, viele Ortschaften nach ihm benannt. Das schönste Denkmal aber ist das Fortleben im Herzen der echten Amerikaner, das nur ein edler, selbstloser Mensch und Charakter in diesem Ausmaße erwirken wird.

Wintertag.

Von Hermann Hesse.

O wie schön das Licht
Heut im Schnee verglüht,
O wie zart die rosige Ferne verglüht! —
Aber Sommer, Sommer ist es nicht.

Du, zu der mein Lied allstündlich spricht,
Ferne Brautgestalt,
O wie zart mir deine Freundschaft strahlt! —
Aber Liebe, Liebe ist es nicht.

Lang muß Mondenschein der Freundschaft blühen,
Lange muß ich stehn im Schnee,
Bis einst du und Himmel, Berg und See
Tief im Sonnenbrand der Liebe glühen.

Bergholz.

Eine Weihnachtserinnerung von W. Andrae.

Rasch bringen uns Bahn und Auto in die Höhen des Guggisbergerländchens. Im „Löwen“ zu Ryffenmatt wird das Blut geschürt, werden die Beine eingewickelt. Dann geht's hinaus, im Gänsemarsch den weißen Berg hinan. Eisig kalt pfeift die Bise um die Schläfen, der Schnee girt unter den Füßen.

Achtung! Um die Wegbiegung kommt ein Holzschlitten. Pferde und Schlitten jagen einander bergab, freudetrunken, wie ausgelassene Kinder, die nachschleifenden Holzträmel pendeln kreuz und quer der Fuhre nach. Wehe dem, der nicht zur Seite springt! Im nächsten Augenblicke ist das Pferdegeklingel verhallt.

Wir steigen weiter über einen vereisten Bergbach. Zwischen den Tannen hindurch funkelt glühendrot der abendliche Horizont und bringt den Schnee auf überhängenden Ästen zum Flimmern. Weihnachtsahnung.

Nach ein paar Windungen starrt uns der verlassene Schwarzbühl an. Türe und Fenster des Kurhauses sind vernagelt und die Mäuse drinn haben gute Zeiten. Wir lassen das Haus schlafen und stapfen weiter gegen den eiskalten Wind, der hier oben eine Strecke lang wütend über die Höhen springt.

Langsam hatte sich indessen die Nacht über das Bergland gesenkt. Auf halbem Wege zum Ottenleuebad hin blinkten die matterleuchteten Fenster der Burschhütte aus dem Dunkel heraus. Den Leuten darin wollten wir schnell Größ Gott sagen. Unter der Türhälfte erschien der junge Bannwart, hinter ihm sein Weib, einen Säugling auf den Armen. Wahrlich, das schönste Krippenbild, diese Menschengruppe im Scheine des Herdfeuers. Wieder Weihnachtsstimmung hoch oben in der Einsamkeit.

Man grüßt sich als alte Bekannte, brachte Neuigkeiten von zu Hause, plauderte eine Weile über Wetter, Forst und Weide und drückt sich die Hand: „Gute Nacht zusammen!“

Ein schmaler Fußpfad unweit der Bannwartshütte führt abwärts zu einem Berghäuschen, welches der Senior unserer Bergfahrt als ein Kind des Landes vor wenigen Jahren hier am Bergeshang erstellen ließ. Hier im „Zytrösel“ wollten wir den Sonntag verbringen, gemütlich uns einrichten, wie es drei Männer tun können, denen sich bereits ein leichter Nareiß aufs Haupt gesetzt hat. Vor allem Wärme. In drei Löcher zugleich wird Holz gestopft. Das Quecksilber streckt sich aus dem Winterschlaf, die Eisblumen an den Scheiben fließen bald ineinander, rinnen in kleinen Bächlein dem Gesimse zu. Hui, wie es in den Defen knack und prassel, das steinharte, knorrige Wurzelholz! Neueste Nachricht: Die Wasserleitung ist eingefroren. Eigentlich selbstverständlich. Aber man weiß sich zu helfen. Mit Taschenlaterne und Eimer ausgerüstet holt einer in der nahen Brunnstube Wasser. Indessen wird weitergefeuert, Holz ist genug, und sie haben es fast umsonst hier oben. Vielleicht tauf die Leitung über Nacht.

„Le souper est servi!“ Tee, Wurst, Brot in doppelten Portionen. Etlliche Scheiter fliegen wieder in die Feueröfen. Nun folgt der gemütliche Teil des Programms, ein Höd um den warmen Ofen bei Rebensaft und Pfeifenqualm — eine Berghütte ohne Rauch ist nicht natürlich. Draußen streicht der Wind heulend um das Haus herum und rüttelt an den Fensterläden.

Die alte Kastenuhr rasselte die elfte Stunde herunter. Ein paar tüchtige Klöße in den Ofen, und dann sucht sich jeder seine Klappe aus. Noch im Schläfe hat einer mit Holz zu tun; er feilt auf Tod und Leben die Säge. Nach und nach kommt auch diese Musik zum Schweigen.

„Wieheimers, weimer ächt uf oder weimer blibe liege?“ fragte am Morgen eine Bassstimme unter der Decke.

„Me dhönt go luege, wies dusse usgseht.“

Ein Fensterladen wurde zurückgeschlagen.

Klarer Sonntagmorgen. Dem Auge gegenüber zeichnete sich die kristallene Bergkette vom azurinen Himmelsgewölbe ab. Der Wind hatte nachgelassen, eine erhabene, zu Andacht zwingende Stille ringsum. Wer wollte da liegen bleiben! Also rasch in die Hosen, den fünfzadigen Kamm durch die Mähne und nun wieder los auf Ofen und Herdloch. Gleich kann man die zweite Auflage des gestrigen Abendessens genießen. Wasser kommt immer noch feins.

Man konnte sich draußen an der Hauswand. Wie gut das tut, den Bureauschädel ausdünsten zu lassen und dagegen Harz- und Bergluft aufzunehmen.

Während man so sinnend und kostend da saß, tauchte um die Hausecke die Gestalt des Bergbauern auf. Vater Marti hat eine feine Spürnase; er mußte drunten in seiner Hütte gewittert haben, daß Menschen über Nacht heraufgekommen sind, die ihm etwas zu erzählen hatten.

Seit einem Menschenalter haust er den größten Teil des Jahres hier oben, inmitten seiner Weidtiere und Bergblumen, erst noch mit Weib und Kindern. Doch die Buben streckten die knorrigen Glieder, zogen aus, einer nach dem andern, und sein Weib zog vor wenigen Jahren ebenfalls aus, in die obere Heimat. Als einsamer, aber zäher Baum bleibt Marti. Der Berg hat ihn festgebant, er ringt ihm trotzig seine Existenz ab und verlangt nichts Besseres als täglich seine Arbeit, Milchkost und Brotsuppe, die ihm die alte Haushälterin Kösi serviert. Weiß Gott, der Alte ist zu beneiden. Seinem Lebensinhalt läßt er sich nichts hinzufügen, nichts wegnehmen. Er steht fest auf seinem eigenen Sinnesboden, mögen die Menschen um ihn herum von den Launen der Zeit angestekt werden oder nicht. Harziges, aber gutes Bergholz.

Diesen Morgen hatte sich Vater Marti sonntäglich herausgeputzt, zwar die schwarze Krawatte fehlte, doch aus dem frisch rasierten Gesichte leuchteten zwei helle Augen. Man setzte sich auf die Bank, plauderte über Wetter und Weltlage. Ueber manches schüttelt der Bauer ärgerlich den Kopf.

„Ne aber ne, isch das jetzt mugli, isch das gwüß, gwüß mugli!“

Der dargebotene Stumpfen ist nach einigen Zügen erloschen. Marti steckt ihn sorgfältig zu sich, für später.

„Er hätte die Tabaksteuer helfen annehmen“, meinte er jetzt, „warum gibt man auch dem Geseze nicht den gehörigen Namen? Zigarettensteuer, bim Eid, es wäre anders gegangen, aber eben, unserereins hat nichts mehr zu sagen, die Preise werden diktiert, und dafür darf man immer mehr Tellen zahlen — es hät gwüß, gwüß e fei Gattig meh!“

In diesem Tone geht es eine Weile fort, bis plötzlich des Sennens Hund in langen Sätzen herangeprungen kommt.

Marti stand lächelnd auf, er wußte, daß Kösi das Tier von der Kette gelassen, um den Meister heimzurufen.

„Ich will euch nicht länger veräumen, werdet auch essen wollen. Gute Heimkehr denn, grüßt mir Frau und Kinder zu Hause, ich lasse allen ein gutes Neujahr wünschen, viel Glück und gute Gesundheit.“

Dabei drückt er jedem die schwielige Hand, wendet sich ab, seine Bewegung verbergend. Der Tod seiner Frau hat eine Wunde in das Innere gefressen, und jeder Abschied stimmt ihn wehmütig.

Eine Weile nachher prassel es unter der Maggisuppe, neu erglüht der Stubenofen; es kommt endlich auch Leben in die Wasserleitung, nur daß das dumme Wasser direkt aus der Röhre quillt, anstatt aus dem Hahnen. Gesprungen. Also immerhin ein Erfolg. Man dreht einfach den Hahn der Brunnenstube ab, ersetzt im Frühjahr stillschweigend das zerrissene Rohrstück und kein Mensch soll sagen, daß diese Leute sich nicht zu helfen wissen.

Mit dieser stillen Genugtuung verzehrte man das nach allen Regeln der Kochkunst gebrauchte Mittagsmenu, wusch das Geschir, reinigte die Küche — gründlich und exakt, fast wie es daheim die Hausfrauen tun — und ließ sich nochmals zur Gemütlichkeit an der Ofenede nieder.

Fünf Körbe von Holz hatte man verbrannt — nicht wegen der Wasserleitung — nein, Wärme muß der Mensch haben, und der Berg hat noch mehr Holz.

Langsam erlosch die Glut, das Berghäuschen verank wieder in seinen Winterschlaf, während man talwärts zog, dem Stadtgewühle zu.

Die kleine Eva.

Roman von C. Fraser-Simson.

Der Speisewagen war ziemlich voll, und der Kellner führte ihn zu einem Tisch für Zwei, dessen anderer Platz bereits besetzt war. Peter setzte sich und studierte die Speisekarte, mehr, um etwas zu tun zu haben, als aus Interesse an dem, was er zu Essen bekommen würde. Die Mahlzeiten in sämtlichen Speisewagen gleichen einander, und man weiß schon fast vorher, was es geben wird.

Nachdem Peter die Speisekarte zweimal durchgesehen und zur Kenntnis genommen hatte, daß Gruyère-Käse gestrichen war, sowie daß eine zweite Portion jedes Ganges nur gegen Nachzahlung serviert würde, warf er einen Blick auf sein Gegenüber.

Er sah einen sympathisch aussehenden, gut gewachsenen Herrn mit einem nicht uninteressanten Gesicht. Bekleidet war er mit einer Art Pelzjacke. Vermutlich auf der Rückkehr von einer Jagdpartie, dachte Peter. Sie kamen ins Gespräch, während sie sich gegenseitig Senf und Salz und was sonst einer von ihnen gerade bedurfte, zureichten. Nicht das übliche, höfliche, aber langweilige Eisenbahngespräch. Sie redeten über Dinge, die Peter lebhaft interessierten. Und bald waren sie tief in einem Meinungsaustrausch über den Leitartikel, der einige Stunden früher Eva aus Peters Gedanken verdrängt hatte.